

(Nachdruck verboten.)

40J

Unter Wolken.

Roman von Kurt Kram.

Es wurde wieder gesungen. Kaum hatten die Leute angefangen, so gab es draußen einen Höllelärm. Es wurde gejohlt, gepöfist und Steine wider die geschlossenen Fensterläden geworfen, daß Magda an allen Gliedern zitterte. Aber die Frommen waren das, seitdem die Marie Jung an den Versammlungen teilnahm, gewöhnt. Darin zeigte sich der Haß der Welt, den ihr Herr und Meister vorausgesagt. Sie sangen nur lauter und inbrünstiger.

Jedenfalls eine ganz eigentümliche Welt, in die sie da heute Abend geraten, eine Welt für sich, mußte sich Magda gestehen, und eine Welt, in der sich diese Menschen augenscheinlich wohl fühlten, in der sie glücklich waren.

Magda seufzte. Wer das von seiner Welt auch sagen könnte!

Aber die Luft in diesem für die vielen Leute viel zu kleinen Raum wurde unerträglich, so daß Magda kaum noch zu atmen wagte. Nein, für sie war das nichts, ganz abgesehen von Sägers Rede. Pfui, wie das roch! War das dumpf und muffig hier! Sie sehnte sich nach dem Ende der Versammlung, um an die frische Luft zu kommen.

Nachdem gebetet worden, wobei die einzelnen dem Wilhelm Säger die Personen bei Namen nannten, für die sie gebetet haben wollten, nachdem noch ein Vers gesungen worden, war es so weit.

Magda erhob sich schnell, sagte nur so ins Allgemeine: „Guten Abend!“ und verließ eilig das Zimmer.

Kaum war sie draußen, sprang einer auf sie zu mit einer Laterne in der Hand und leuchtete in ihr Gesicht. „Donnerwetter!“ rief er erschrocken und lief fort.

Magda mußte lächeln. Sie hatte der nicht hier erwartet. Und im Grund hatte er völlig recht. Sie gehörte nicht zu denen, sie paßte wahrlich nicht in dies Haus.

Aber die Worte der Bergpredigt ließen sie doch nicht so schnell in Ruhe, und die Worte Wilhelm Sägers darüber auch nicht, die ihre Zuneigung zu Schäfer so brutal alles Schönen entkleidet hatten.

Als sie nach Hause kam, suchte sie sogar nach einer Bibel. Es dauerte ziemlich lange, bis sie eine fand.

Sie ging damit auf ihr Zimmer, las die Stelle aus der Bergpredigt nochmals und die andre aus dem Johannes-Evangelium.

Sie stand auf und ging sinnend durchs Zimmer.

Einige Ausdrücke Sägers fielen ihr sofort wieder ein. Wie häßlich, wie tierisch! O pfui, pfui!!

Sie ging zur Thür, um abzuriegeln. Sie fuhr zurück. Da steckte ja der Schlüssel wieder.

War die Auffassung ihres Manns etwa eine andre als die Wilhelm Sägers? war es nicht ganz dieselbe?

Sie wurde bleich, ein solcher Ekel überkam sie.

Dann gab sie sich einen energischen Ruck. So häßlich sollte das zwischen ihr und Schäfer nie werden, nie und nimmer. Nie! Nie! sagte sie immer wieder. Aber scheiden würde sie sich lassen, das stand auf einmal bei ihr fest.

Nun wurde sie ruhiger.

Nur konnte sie auch bald wieder liebend Schäfers gedenken, ohne vor sich selbst erröten.

IX.

Noch ein Tag, dachte Magda am andren Morgen, dann kommt er wieder. Wie war sie froh darüber!

Da es ihr immer noch so öde und leer im Hause vorkam, ging sie gleich am Morgen zu der jungen, kranken Frau, von der ihr gestern Abend Marie Jung erzählt hatte.

Sie fand das ganze Zimmer voll Menschen, Verwandte und Nachbarn, die sich neugierig, und die meisten zugleich ein wenig mit Gruseln, um die offene Thür drängten, die zu dem kleinen Raum führte, in dem die junge Frau sterbend lag.

Die Leute machten Magda sofort Platz, sie in das kleine Zimmer zu lassen, in dem sich von Gefunden nur die Mutter und der ebenfalls noch junge Mann der Sterbenden befanden.

Magda wollte zwar erst nicht dahinein, aber die Leute nickten und winkten so, daß Magda glaubte, sie müsse es.

Kaum war sie in dem kleinen Raum, drängten sich die Verwandten und Nachbarn wieder dicht an die Thür, daß ihnen ja nichts entginge.

Die alte, schon sehr gebrechliche Mutter stand am Fußende des Betts und schluchzte in ein Taschentuch. Zu Säupten lehnte der junge Mann und sah unerblickt auf die Sterbende, die sich nicht rührte. Magda wurde nicht weiter beachtet von den beiden, die zu sehr mit sich und ihrem Schmerz beschäftigt waren.

Kein Laut in den beiden Zimmern, außer dem Schluchzen der Mutter, das sie nicht recht unterdrücken konnte, und nebenan das gleichmäßige, gleichmütige Tiktat der Wanduhr. Das rechte Symbolum der Zeit, die gleichmäßig, gleichmütig weiter geht, mag sie ihr Weg nun an Sterbenden oder Glückseligen vorbeiführen. Sie sah beides so oft und aus dem einen so oft das andre werden, daß ihr keins von beiden mehr Eindruck machen kann.

Die Frau ist gewiß schon tot, dachte Magda.

Noch eine ganze Weile blieb es still in den beiden Zimmern, während aller Augen gespannt auf dem schmalen Gesicht in dem geblühten Kattun hafteten. Ein ganz klein wenig blinzelten jetzt die Augen in dem schmalen Gesicht. Da trat ein älterer Mann, der derlei schon öfter mitgemacht hatte, von der Thür an das Bett, griff mit dem dicken, von der Arbeit zerrissenen, geschwärtzten Daumen der rechten Hand an das rechte Augenlid in dem stillen Gesicht und schob es ein wenig in die Höhe. Er nickte, wie zur Bestätigung dessen, was er sich schon gedacht hatte, und sah erst den jungen Mann, dann die alte Mutter, dann die sich in die Thür Drängenden an.

Da wußten alle, daß die junge Frau tot war, ohne daß einer der Umstehenden etwas von dem Sterben gemerkt hatte.

Sofort fingen die Weiber an zu weinen. Die Männer blieben stumm und still. Der junge Witwer ebenfalls. Man sah es ihm an, daß er nicht begreifen konnte, daß seine Frau nun wirklich tot war. Er sah sie immer an, als müsse sie doch noch ein Lebenszeichen geben.

Plötzlich geriet der junge Mann ins Schwanken. Zwei Männer, die es gleich merkten, griffen zu, führten ihn in das Nebenzimmer und setzten ihn auf den Stuhl unter der Uhr, die gleichmäßig, gleichmütig weiter tiktattiktattiktattakte. Es schüttelte den Mann, der die Äuße vor das Gesicht geschlagen. Er zitterte am ganzen Körper und stöhnte.

Die Mutter rief laut jammern in Nebenzimmer: „Bind' ihr e Tuch um de Kopp, bind' ihr e Tuch um de Kopp, sonst macht se 's Maul auf!“

Da fuhr der Witwer in die Höhe und schlich wieder in das Nebenzimmer, wo man inzwischen der Toten ein weißes Tuch um das zarte, bleiche Gesicht gebunden hatte. Aus dem Tuch fiel rechts und links ein dicker Zopf auf die geblühten Kissen.

Als der Mann das verbundene Gesicht seiner Frau sah, fing er leise an zu weinen. Jetzt kamen ihm die erleichternden Thränen. Seine Frau hatte viel an Zahnschmerzen gelitten. Es fiel ihm ein, als er das verbundene Gesicht erblickte. Sie wird nie wieder Zahnschmerzen haben. Da konnte er weinen.

Magda ging still hinaus.

Schon das zweite Sterben, das ich erlebe, dachte sie; und auch dies war still und friedlich. Und doch, sie sah immer der dicken, schmutzigen Daumen des älteren Mannes nach dem Augenlid greifen. Sie hörte immer die Worte der Mutter: Binde ihr e Tuch um de Kopp, sonst macht se 's Maul auf! Sie sah auch immer das bleiche, schmale Gesicht mit dem Tuch um den Kopf, als hätte es Zahnschmerzen. Diese grotesken Zufälligkeiten machten ihr dies Sterben schauerlich.

Nach einer Weile stand sie still.

Sie befand sich vor dem Haus, in dem Schäfer seiner Zeit von der resoluten Frau erst für einen Schreiber und dann für einen frommen Traktätchenverkäufer gehalten worden. Als ihr Schäfer das damals erzählt, hatte es Magda sehr amüsiert. Sie war daraufhin einmal hingegangen, um diese Frau

kennen zu lernen. Magda besuchte sie dann öfter, weil ihr die etwas grobe und doch so gesunde Art der Frau Spaß machte und ihr der jüngste Sprößling, den Schäfer hatte kurieren sollen, in seiner unwüchsigen Gesundheit gefiel.

Kurz entschlossen trat sie auch jetzt ein. Es würde ihr gewiß gut thun nach dem eben Erlebten.

Mitten im Zimmer stand die altmodische Wiege, die ein dreijähriges Mädchen hin und her wiegte, damit das kleine Brüderchen darin nicht schreie. Am Fenster saß ein älteres, aber auch noch nicht schulpflichtiges Mädchen.

„Wo ist denn die Mutter?“ fragte Magda das ältere Kind, während das dreijährige unermüdet die Wiege schaukelte und auch nicht aufhörte, als sich jetzt Magda über sie beugte. Wie prächtig der Junge schlief! Wie hübsch er aussah mit den geballten Fäustchen auf der Decke! Magda wiederholte ihre Frage.

„Zum Schreiner is se,“ erwiderte das Kind mu.

„Zum Schreiner? Was will sie denn da?“

„En Sarg bestelle.“

„Was?“ Sie hatte wohl nicht recht gehört. Konnte die Mutter denn schon wissen, daß jene junge Frau gestorben? Das war doch nicht gut möglich.

Das Dreijährige hatte einen Augenblick aufgehört zu schaukeln, um zu hören, was die Schwester sprach.

„Für wen denn einen Sarg?“

„Ei, für's Frische.“ Das war der kleine Junge in der Wiege, welche die Dreijährige jetzt wieder in Bewegung setzte.

„Das ist ja ganz unmöglich!“ entfuhr es Magda, die an die Wiege eilte und sich über das Kind beugte. „Er schläft ja so schön.“

„Es ist tot, hat die Mutter gesagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Orestie.

(Akademischer Verein für Kunst und Literatur.)

Der Studentenverein darf sich rühmen, zu den erfolgreichsten Bühnenergebnissen Berlins zu gehören. Die griechischen Tragödien, die er im letzten Winter bot, waren genutzreiche Aufführungen, wenn hier und da auf der Bühne auch manches geschah, was ihrem Empfinden fremd blieb. Mit der „Orestie“ hat der Verein nunmehr einen Erfolg errungen, der nicht überboten werden kann. Die beiden ersten Dramen der Trilogie wirkten mit unerhörter Größe. Hier kann man Worte wie „genutzreich“ oder „interessant“ oder „verdienstvoll“ nicht mehr brauchen. Hier stehen wir einer tragischen Wucht und zugleich einer tragischen Reinheit gegenüber, die so unendlich tief erschüttert, daß man bewundernd verstummt. Ich kam — wie es einem Kritiker passieren kann — müde, abgesehen und überfüllt ins Theater und doch habe ich nie größere Stunden erlebt. Dem ersten Drama gegenüber verblaßt die ganze moderne Literatur, sinkt herab zu einer gebildeten Verstandeskunst, hinter der die geniale Persönlichkeit fehlt. Ich bitte zu beachten: die ganze moderne Literatur — auch Anzengruber, auch Björnson, auch Ibsen. Man sucht — fast erschrocken — in seiner Erinnerung nach Stunden von ähnlicher Kraft und Weite, aber alles verblaßt, alle Theatererinnerungen welken, alles sinkt, sinkt. So lange man in der Nacht des Eindrucks ist, so lange man noch Blut und Tiefe des Agamemnon vor seinem geistigen Auge sieht, so lange weist man alles andre wie einen abgestandenen Traut zurück. Ich will es ruhig sagen, obgleich ich weiß, was ich sage — auch Shakespeare. Erst wenn man der Gewalt des Aeschylos entronnen ist, erst wenn man draußen das lächle Licht des Herbstes gesehen hat, kommt man auf dem Umweg der Reflexion zu einer Anerkennung der modernen Literatur, die es einem ermöglicht, weiterzuleben und weiterzuarbeiten, ohne am Gefühl der eignen Nichtigkeit anzukommen! Behaupten thut sich auch dann vor der modernen Literatur im engeren Sinn nichts, absolut nichts. Durch legitime Dichterkraft bleibt nur das Erhabenste in Shakespeare und Hebel bestehen, die ja dann allerdings neben der Kraft uns Spätgeborenen noch manches bieten, was Aeschylos uns nicht geben kann. Erst aber müssen die düsternen Flammen des Agamemnon verlodert sein! Sonst lehnt man Vergleiche ab.

Professor von Wilamowitz, dem ich für seine Uebersetzung danke, wie man nur nach einem großen Erlebnis der Kunst zu danken vermag, meint in einer der Abhandlungen, mit denen er die Trilogie begleitet: „Es bedarf nicht vieler Worte. Wer den Oedipus und den Agamemnon verstanden hat, der ist all das Gerede von dem blinden oder erhabenen Schicksal der Griechen und ihrer Tragödie los.“ Danach habe ich den Oedipus nicht verstanden, denn ich habe in ihm das wallende Schicksal als fremd und kalt und hart empfunden. Ich bin aber sofort bereit, Wilamowitz recht zu geben und meinen Irrtum zu gestehen und zwar bin ich es, weil er in Bezug auf Agamemnon so glänzend die Wahrheit sagt. Hat er im einen Falle recht gehabt, wird er's wohl auch im andern haben, um so mehr, da ich allein

Grund habe, mich seiner Griechenkenntnis zu unterwerfen. Die Zeit des Aeschylos, meint er, liegt mitten zwischen denjenigen, die an Herakles glaubte, den Heros, der durch Thaten bewiesen hat, daß Menschenwürde nicht der Götterhöhe weicht und andererseits Sokrates, der handelnd und leidend beweist, daß der Mensch kann was er will, will was er als Recht begriffen hat: beide erringen das Ziel alles Strebens, daß der Dämon in ihnen glücklich wird. Jemem kredenzet Hebe den Becher der Göttlichkeit; diesem gilt es gleich, ob es der Becher der Lust an Agathons Tisch, oder der Schierlingsbecher ist. Zwischen diesen beiden hat kein feiger Slave des Fatums Platz. Gerade in der Zwischenzeit hat der Mensch sich selbst entdeckt, hat sich befreiend auch uns befreit, indem er den freien Staat und die freie Wissenschaft schuf, die im Orient auch kein Prophet geahnt hat. Auch in dem schrankenlosesten Subjektivismus der Sophistik, auch in der verbrecherischen Selbstsucht eines Alkibiades ist dieser Glaube an die eigne freie Macht in einer Stärke lebendig, wie sie kaum die Renaissance wiedergesehen hat. Der letzte Gott, an dem jene starken Menschen irre werden, ist der Dämon in der eignen Brust und seine Macht.

In der That! Man braucht nur den „Agamemnon“ in reiner Unbefangenheit auf sich wirken zu lassen und man erkennt sofort, daß hier im letzten Grunde das Schicksal aus den Tiefen der Seele steigt. Agamemnon lehrt siegreich von Troja zurück. Feuerzeichen haben seiner harrenden Gattin Klytämnestra Sieg und Zerstörung der Stadt bereits verkündet. Klytämnestra ist ein gewaltiges und schönes Weib, aber mit dem Trieb zu böser Lust und ruchloser That behaftet. In diesem Weib offenbart sich die Kunst des Aeschylos in unerhörter Größe und Glut. Sie ist eine dämonische Natur, vor der wir schauern und die wir doch bewundern müssen — Verbrecen und Größe schlummern hier bei einander. Ihre Leidenschaft schlägt empor wie düstere Flammen, wie blutige Flammen, und doch nimmt die verderbliche Pracht Geist und Sinne gefangen. In der modernen Litteratur werden zwischen Jahr und Tag mancherlei Weibergeschichten geschrieben — ohnmächtige Erzeugnisse einer ohnmächtigen Erotik. Hier und da verucht wohl auch einer den halbbrecherischen Abstieg in den Abgrund, wo die geschlechtliche Lust des Weibes mit der Lust am Verbrecen zusammen ruht — drachengleich verschlungen. Bei Aeschylos aber er lebt man erst, nachdem man es lange begriffen hat, daß das Laster Kraft braucht, wenn es erschüttern soll. Es ist, als wenn ein Riese eine furchtbare Festsadel in den Abgrund hineinstreckte, und wir sähen nun in düsterer wechselnder Beleuchtung all das Grauen und all die Pracht. Klytämnestra hat ihren Mann während seiner Abwesenheit betrogen; sie hat sich in Iphigeneia einen Buhnen angeschafft, einen Tyrannen, der feig, lüsternd und grausam ist, einen Mann, wie ihn das Mannweib braucht. Den Agamemnon haßt sie, eben weil er kein Tyrann, sondern ein Herrscher, kein Lüstling, sondern ein Mann ist. Sie richtet ihm ein Bad und erschlägt ihn mit der Art. Wer sie nun gesehen hat, wie sie heranstürzt, in einem irren Rausch von Blut und Wollust und grandioser Kraft, wer diesen finsternen und doch prächtigen Tummel einer dämonischen Natur gesehen hat — der hat das Gewaltigste erlebt, was die dramatische Kunst zu vergeben hat, und hat er es nicht empfunden, dann ist er für die Kunst und die Kunst für ihn verloren. Wie nun der Rat von Argos sich duckt, wie dieses Weib die Fingel ergreift und den erbärmlichen Wicht ihrer Lust in den Palast führt — das ist ein Triumph der schmutzgeborenen Gewalt, so wild und groß und frech, daß er wie ein Moment aus der Geschichte selber wirkt. Ich kann Wilamowitz nicht zustimmen, wenn er meint, daß hier bereits durch Klytämnestras Seele dunkle Schatten huschen und daß dem so sein muß, weil sonst die Dichtung keine Tragödie, sondern nur ein erster Akt wäre. Es giebt eine immanente Gewißheit des Zusammenbruchs; es giebt eine Steigerung, die so übergewaltig ist, daß in jeder Seele die Empfindung wachgerufen wird: es muß zusammenbrechen. Diese Steigerung ist hier erreicht und somit bleibt die Dichtung eine Tragödie, auch wenn wir auf die Gewissensregungen der Klytämnestra verzichten.

Aus jungen Huren werden alte Beischwestern, sagt das Volk. Das Wort ist nicht nur plastisch, sondern daneben auch wahr. Klytämnestra wird von bösen Träumen und Angsten heimgejagt: Orestes, der Sohn des Erschlagenen, lebt und wird seinen Vater rächen. Und Orestes kommt! In seiner naiven Jünglingsseele wächst langsam der Entschluß, das bestedte Paar zu erschlagen, und kommt schließlich elementar zum Durchbruch. Und was bringt ihn am letzten Ende zum Sieg? Ein Traum der Mutter. Klytämnestra hat im Traum darunter gelitten, daß sie einen Drachen gebar; sie nahm ihn in die Wiege, bot ihm die Brust und unter seinen Ratterbissen quollen Ströme Bluts mit der Milch hervor. Orestes deutet den Traum:

Nun denn, bei dieser Erde, bei des Vaters Gruft,
Erfüllung finde dieses Traumgesicht durch mich.
Ich deut es, und die Deutung paßt aufs Haar genau.
— — — Sie hat das Drachentind gefaßt,
Und blutig muß sie sterben. Und der Wurm bin ich,
Ich bin ihr Mörder. Das verkländet dieser Traum!
Und hierfür sollt ihr mein Zeichendeuter sein.

Wenn es bei diesen Worten nicht durch die Seele graust, daß Orestes die Mutter erschlägt, weil er in ihrem Schoß geschlummert hat und von ihrer Art ist, nicht aber weil ein Gott es ihm be-
sieht — nun, der muß an der genossenen klassischen Bildung weiter-

kranken. Hier empfindet man in der That, daß das „Blinde oder erhabene Schicksal“ nur ein „Gerede“ ist und verzeiht Wilamowitz den herben Ausdruck, obwohl er auch verehrte Männer trifft.

Mit dem furiengepeitschten Orestes schließt die Dichtung. Die „Eumeniden“ sind ein bedauerliches Anhängsel — bedauerlich, weil die — ach! — so gebildete Gewissenhaftigkeit sich verpflichtet fühlen wird, sie immer mit anzuführen. Verschloß wird hier das Opfer von Opportunitätsgründen; er weicht vor ethischen und politischen Tendenzen zurück, ähnlich wie der Dichter Björnson im letzten Akt von „Ueber meine Kraft“ dem Politiker Björnson zum Raube wird. In den „Eumeniden“ wird der tragische Konflikt — aufgelöst. Im tragischen Konflikt giebt es aber nur Untergang. Er ist unlösbar oder er besteht überhaupt nicht. Wilamowitz deutet das auch in zurückhaltender Weise an. Der Zeitungsstrittler, dem es darauf ankommt, den gehobenen Schatz nun auch dem Tageslicht zu erhalten, darf am Ende offener sein. Weg mit den „Eumeniden“, die uns nichts mehr sagen. Dadurch wird — abgesehen vom Wesentlichen — die Vorstellung auf die Dauer eines gewöhnlichen Theaterabends beschränkt.

Die Darstellung war — im großen und ganzen — bedeutend. Sie enthielt eine grandiose Leistung: die Dumont als Klätamnestra; zwei Leistungen allerersten Rangs: Rosa Bertens als Kassandra und Kahbler als Orestes und daneben noch — in weniger anspruchsvollen Partien — zwei sehr tüchtige Leistungen von Kraußnecht und Winterstein. Unter den männlichen Chorsführern gefiel mir Wagner am besten, weil er am einfachsten und menschlichsten sprach. Reinhardt ordnete die Farben seiner Erzählung der Charakteristik des schwachen Greises unter — er hätte nach einer Synthese streben sollen. Fräulein Frühling war geistlos und äußerlich, was um so mehr auffiel, als sie aufdringlich spielte. —
Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

— Was Du erzählst. Der Kriegskorrespondent der „Stampa“ von Turin schreibt in seinem letzten Briefe aus Peking, der vom 30. September datiert ist, daß seine chinesischen Freunde ihn gebeten hätten, einen Gang mit ihnen zu thun, damit er sich in den kleinsten Winkelgäßchen von der Wirkung der „europäischen Civilisation“ überzeugen könnte. Der erste Besuch galt dem russischen Viertel. Die Straßen waren schon verhältnismäßig gesäubert von — den Leichen der Kinder, die man aus Liebe zur Kultur gegen die Mauern geworfen hatte, um wissenschaftlich die Widerstandsfähigkeit chinesischer Kinderköpfe festzustellen, aber in den Höfen zahlreicher Häuser war noch manches Aukturwerk zu bestaunen. So führte Freund Du den italienischen Korrespondenten u. a. in den Hof eines chinesischen Patrizierhauses und sagte lakonisch: „Seht Euch das nur an!“

Und der Korrespondent sah, schaute und — erstarb. Dreizehn Leichen von jungen Frauen lagen in dem Hofe. Als der freundliche Führer die Erstarrung des Fremden sah, begann er zu erzählen. „Dies ist das Haus des reichen Kaufmanns Tschu. Eines Tags nimmt sich dessen Frau ein Herz und sagt zum Gatten: „Mein Herr, die Barbaren sind in Peking eingezogen und uns Armen bleibt wenig Hoffnung. Wir wissen schon von Tung-Tschu her, daß sie keinen Mame Kardon geben und auch die Frauen nicht schonen. Ich wollte von dieser Sache mit Dir sprechen, damit Du einen ehrenhaften Ausweg für uns findest, die wir ja nicht fliehen können. Ich habe ein glückliches Leben, ein langes glückliches Leben an Deiner Seite geführt, und so macht mir der Tod keine Angst. Aber meine Töchter und meine Mägde sind noch jung, und ich glaube, Du allein kannst ihnen beibringen, welches die ehrenwerteste Art ist, um der Gefahr zu begegnen.“

Darauf huschte der alte Tschu; er rauchte seine Pfeife weiter; die Längst nicht mehr brante, und nach langem Schweigen sagte er: „Sicherlich. Da müssen wir ein Rettungsmittel ausdenken. Ich setze natürlich voraus, daß Deine Töchter von Dir gut erzogen sind, und schon allein wissen, was die Ehre gebietet.“

Arme Töchter! Arme Mägde! . . . Wenige Augenblicke später kamen sie, Töchter des Hauses, Mädchen, Enkelinnen und alle Mägde, und dann legte der alte Tschu seine Pfeife beiseite und hub also zu sprechen an:

„Die Zeiten der Betrübniß sind über uns gekommen. Also müssen wir einen Weg finden, um auf anständige Weise der Plage auszuweichen. Unsere Familie hat viele Generationen hindurch sich durch Tugend und Ehrliche ausgezeichnet, und jetzt ist also der Augenblick gekommen, wo wir zeigen müssen, daß wir uns des Unterschieds zwischen anständigen und unanständigen Leuten bewußt sind. Folglich müßt Ihr, liebe Mädchen, um jeden Preis vermeiden, daß Eure Ehre angetastet wird; denn Ihr wißt, daß es besser ist, zu sterben, als in Schande zu leben.“

Und alle Mädchen antworteten ihm im Chor: „Vater Tschu, wir wissen, was wir zu thun haben. Glaubst Du, wir wären zu ungeschickt, um einen Seilknoten zu machen? Wer von uns den Garten liebt, gehe zum Garten, wer aber den Brunnen vorzieht, gehe zum Brunnen. Wir folgen dem Gebote unseres Schicksals.“

Vater Tschu war von dieser Antwort so gerührt, daß ihm die Thränen in die Augen kamen und daß er halb weinend, halb lachend alle Mädchen in die Wangen küss und ihnen ein über das andere Mal versicherte, daß sie gute, liebe, brave Kinder seien, die das Paradies verdient hätten. Darauf zog er sich in sein Zimmer

zurück und begann zu lesen in einem der alten Bücher der klassischen Dichter — während er zugleich stets nach dem Garten ausspähte. Von Zeit zu Zeit hörte er einen leisen Schrei und dann hielt er sich beide Ohren zu mit beiden Händen, und nachher las er bis zum Abend. Als er sah, daß es Abend war und zugleich sah, daß er noch lebte und die Fremden ihn noch nicht gemordet hatten, da ging er, sein Buch unter dem rechten Arm, in den Garten — und fand die felsamen Früchte, die von seinen Pflaumenbäumen herabgingen. Und er zählte sie, und es fehlten mehrere. Aber diese fand er später am Brunnen zwischen den Blumen mit zerhackter Stehle in einer Lache von Blut.

Doch eine fehlte noch, die kleinste, die er „Glöckchen“ genannt hatte, weil ihrer Stimme Silberklang ihn stets so entzückte und ihr Gesang, wenn sie von morgens bis abends die Lieder von Mutter Kiang trillerte. In seiner Angst hub er an zu schreien wie ein Narr, bis endlich einer der Nachbarn herzukam. Plötzlich hörte er ein zartes Stimmchen, das ihn rief, und er merkte bald, daß es aus dem Brunnen kam und daß es sagte: „Papa, Papa, rette mich!“ Und darauf verlor Papa Tschu seinen Verstand; denn er begann zu rufen: „Die Geister verfolgen mich. Es scheint, daß man nicht mehr in dem Hause bleiben kann, wo alles tot ist und nur das Stimmchen des Glöckchens aus dem Brunnen schreit.“ Von dem Augenblick an hat ihn niemand mehr gesehen. Man sah ihn zum letztenmale, wie er, ein Buch unter dem Arm, einem Wessenen gleich davonlief. Vielleicht lief er den fremden Soldaten entgegen, und die töteten ihn.“ —

Du aber schritt weiter mit dem fremden Korrespondenten, der betrübt ihn fragte:

„Und ist nach jenem Tage niemand in das Haus eingedrungen?“

Du antwortete: „Hier und da ein Soldat, um zu rauben und ein Nabe, um zu —“ und dabei zeigte er auf einen Schwarm dieser schwarzrötlichen Vögel, die uns umkrächzten. „Uebrigens,“ so fuhr Du fort, „es war das beste, was die Mädchen aus guter Familie thun konnten, sich selbst zu töten; denn die andern wurden von russischen Soldaten vergewaltigt und sind zum Teil auch gestorben. Natürlich nach diesen Tagen giebt es in Peking nur noch alte Frauen, die jungen sind tot oder geflohen. Dazu kommt, daß durch die vielen Selbstmorde das Wasser der Brunnen ungenießbar ist. Auch sind viele Häuser unbewohnbar, weil die Geister sich über den frühzeitigen Tod besagen und sich immer noch nicht entschließen können, die Stätte zu verlassen, wo sie als Menschen so glücklich lebten.“

Der Korrespondent aber schloß seinen Brief wie folgt: „Betrübt lehrte ich nach Hause zurück. Es war Abend, die Straßen waren leer, ich traf nur halbverhungerte Hunde und hörte nur dann und wann einen Flintenschuß und das Krächzen der Raben, die in dunklen Schwärmen über die Stadt flogen.“ —
(„Frankf. Ztg.“)

Archäologisches.

ok. Die älteste Mumie. Das Mumienzimmer des Britischen Museums hat eine interessante Bereicherung in Gestalt einer Mumie erhalten, die man für die älteste bekannte hält, und die deshalb von besonderem Wert ist, weil sie auf die Urgeschichte der alten Aegypter neues Licht wirft. Ueber den Ursprung derselben sind die verschiedensten Theorien aufgestellt worden. Einige Archäologen haben behauptet, daß die Aegypter ursprünglich Mittelafrika bewohnt haben und Neger waren. Andre hielten sie für eine sehr niedrigstehende Rasse wie die Ureinwohner Australiens; nach einer dritten Theorie sollten sie ein nordafrikanischer Stamm sein und nach einer vierten, auf das Studium der ägyptischen Literatur gegründeten Annahme sollten sie von asiatischem Ursprung sein, eine Annahme, die durch die Ergebnisse der von De Morgan und andern in den letzten Jahren gemachten Ausgrabungen an den Stellen der alten Niederlassungen bei Abydos und Nagada und andern Plätzen in Oberägypten unterstützt wird. Hier wurden Gräber gefunden, die augenscheinlich der paläolithischen Periode angehörten, während andre dem neolithischen Zeitalter und wieder andre nachweisbar der Periode entstammten, die der Regierung der historischen Könige von Aegypten unmittelbar vorhergeht. Die Leichname waren unveränderlich auf die linke Seite mit dem Gesichte nach Osten gelegt, und die Arme waren herausgezogen, so daß sie möglichst wenig Raum einnahmen. Ein starker Geruch von Bitumen ging von ihnen aus, der als Anzeichen gilt, daß sogar in jener entfernten Periode, einige tausende Jahre vor Christi Geburt, eine Neigung zur Mumifizierung bestand. In den Gräbern fand man auch irdene Töpfe mit den Ueberresten der Totenopfer. Vor kurzem erwarb nun die Verwaltung des Britischen Museums ein sehr schönes Exemplar einer dieser Leichname aus einem neolithischen Grab. Es ist der Leichnam eines Manns von etwa 5 Fuß 9 Zoll Länge, der eine ausgesprochen intellektuelle Kopfform zeigt. Die einzige übriggebliebene Locke auf der Schädelhaut zeigt, daß er blondhaarig war, was darauf hinweist, daß er eine hellfarbige Haut hatte. Hände und Füße sind klein und lassen nicht daran zweifeln, da er keinesfalls einer niederen Rasse angehörte. Man ist natürlich auf Mutmaßungen angewiesen, um den Ursprung dieser Erwerbung ausfindig zu machen, aber die Archäologen glauben, daß es die Mumie eines Ureinwohners Aegyptens ist, der jener Rasse angehört, die während eines asiatischen Einfalls besiegt wurde. Dieser Einfall wird von einigen auf die Zeit von 8000 v. Chr. angelegt; jene Rasse vermischte sich mit den Eroberern und bildete so die Vorfahren der späteren Aegypter. Das ursprüngliche Grab war eine einfache ovale, in Sandstein gegrabene Höhle, die mit roh behauenen Stein-

platten bedeckt war. Man konnte dieses natürlich unmöglich mit dem Leichnam zugleich herschaffen, aber man hat ein genaues Seitenstück aus ähnlichem Material anfertigen lassen, die Mumie genau in der Stellung, in der sie gefunden wurde, aufgestellt und um sie herum die ursprünglichen Feuersteine und irdenen Krüge gelegt. —

Völkertunde.

— **Judische Thugs.** Aus Bombay wird gemeldet, daß die Sekte der Thugs, die man schon längst ausgerottet glaubte, plötzlich in ziemlicher Stärke im Bezirk Dekkan wieder auftritt und bereits eine Reihe Morde begangen hat. Die Thugs töten nämlich zu Ehren der Göttin Kali so viel Nicht-Thugs wie möglich, dürfen aber dabei kein Blut vergießen. Sie pflegten deshalb ihre Opfer zu erwürgen und ließen gewandte Jünglinge, die ihrem finsternen Aberglauben mit Leib und Seele ergeben waren, in der Kunst auszubilden, einen Menschen hinterrücks zu überfallen und ihn, ehe er einen Laut ausstoßen kann, mit einem starken Schawl, den die Mörder als Turban trugen, zu erwürgen. Die englische Regierung hat einen langen und erbarmungslosen Kampf gegen die Sekte geführt und in den letzten 1/2 Jahrzehnten ist, soviel bekannt, kein Fall von der Thätigkeit der Thugs bekannt geworden. Da fiel es in den letzten Monaten den Behörden auf, daß in Dekkan eine ganze Reihe Pilger verschwanden, sowie daß an einsamen Begen Leichname, die kein äußeres Merkmal eines gewaltsamen Todes zeigten, gefunden wurden. Nach langem Suchen entdeckte dann die Verwaltung mit Hilfe eingebornen Detektivs, daß mehrere Hindus, die als heilige Männer des großen Tempels zu Giri verkleidet waren, die Dörfer und Städte in der Nähe von Satara besuchten und eine Anzahl Leute zu Pilgerfahrten nach dem Heiligen Tempel überredeten. Von den Leuten, die die Pilgerfahrt antraten, wurde keiner lebend wieder gesehen. Die Thugs, denn das waren die als Priester des großen Tempels verkleideten, nahmen die Pilger mit, führten sie an einen ihrer Versammlungsorte und gaben ihnen dort vergifteten Reis zu essen. Bis jetzt wurden 17 Leichen, die alle am Daturagist zu Grunde gegangen waren, als Pilger aus der Umgegend von Satara, die sich den Thugs angeschlossen hatten, relognosziert. Von diesen selbst wurden vier Mann gefangen und wegen Mords vor Gericht gestellt. Allen Verhören, von ihnen Näheres über die Organisation ihrer Sekte, deren Mitglieder und Versammlungsorte zu erfahren, wurde mit hartnäckigem Schweigen begegnet. —

Hygienisches.

ss. **Merkwürdige Bleivergiftungen** sind in letzter Zeit zur Kenntnis der Wissenschaft gekommen. Zunächst ganz unerklärlich erschien der Fall eines Londoner Feuerwehmanns, der mit allen Merkmalen der Bleivergiftung nach einem Brande in einem Theehandelshaus erkrankte. Der Ausgang der Vergiftung war allerdings klar und zweifellos in den Theebüchsen zu suchen, die mit Blei gelötet waren und natürlich in dem Feuer zu grunde gerichtet wurden. Die Annahme aber, daß die Vergiftung durch Einatmung von Bleidämpfen erfolgt war, konnte nicht bestätigt werden. Das Blei schmilzt sehr leicht bei einer Temperatur von 227 Grad und vermag sich gelegentlich bei Weißglut auch zu verflüchtigen. Es ist aber undenkbar, daß jemand die Einatmung solcher Dämpfe überhaupt auch nur kurze Zeit hätte ertragen können. Wahrscheinlich hatte sich das Blei der Theebüchsen durch die starke Hitze teilweise in Oxid verwandelt, und dieses hatte sich mit dem Rauch und der feinen Asche in der Luft verbreitet. Ein Mensch, der unter dem Einfluß eines derartigen Rauchs stand, mußte allerdings dadurch, daß er das Blei einatmete und auch in die Poren seiner Haut aufnahm, einer Vergiftung unterliegen. Unaufgeklärt bleibt dabei nur die Thatsache, daß von den übrigen Feuerwehrenten niemand erkrankt ist. Handelt es sich hier um einen einzelnen Fall von sonderbarer Natur, so giebt es an einer andern Stelle eine Bleivergiftung als Berufskrankheit, wo man sie zunächst kaum erwarten sollte, nämlich unter den Leuten, die sich mit dem Schneiden wertvoller Steine beschäftigen. Der Pariser Akademie der Medizin wurde in einer der letzten Sitzungen ein darauf bezüglicher Vortrag von Fiesinger zur Kenntnis gebracht, der die Lage der Steinschneider in verschiedenen Bezirken des französischen Jura besprach, wo dieses Gewerbe einen großen Teil der Bevölkerung beschäftigt. In der Umgegend von Rouina und St. Claude giebt es 4000 Arbeiter in dieser Industrie, von denen einige sie nur mit Unterbrechungen, andre aber während einer überreichen Arbeitszeit von 15 Stunden täglich betreiben. Nun haben die Steine an sich allerdings nichts mit dem Blei zu thun, aber die Krystalle werden auf einem Weirad geschliffen, das angefeuchtet und mit Schmirgelpulver bestreut wird. Der Arbeiter setzt das Rad in Bewegung und drückt den Stein dagegen, und es läßt sich denken, daß sich dabei Wolken von Staub in die Luft erheben, der teilweise aus Schmirgel und teilweise aus feinen Bleiteilen besteht. Nachdem die Steine geschliffen sind, werden sie in einen kleinen Korb geworfen und, wenn eine genügende Zahl zusammen ist, von einem andern Arbeiter mit einer trockenen Bürste behandelt, wobei wieder Wolken von Bleistaub aufgewirbelt werden. Die Arbeiter atmen dabei das Blei ein, und auch ihre Hände werden mit dem gefährlichen Stoffe bedeckt, der in die Poren eindringt. Die Folgen der Bleivergiftung bestehen meistens in der betäubten Melancholie, gefolgt von Nerven-

schwäche, Hysterie, Epilepsie und Bleichsucht. Auffallend ist der Umstand, daß kein Fall von Gift bekannt geworden ist, die sonst eine ganz gewöhnliche Folge dieser Vergiftung ist. Erklärt wird dies dadurch, daß die Arbeiter dieser gebirgigen Gegend fast niemals Wein, dafür aber sehr viel Milch trinken und sich vor dem Essen sehr sorgfältig waschen. Außerdem sind die Leute nur im Winter in ihrem Gewerbe thätig und betreiben im Sommer Feldarbeit und Viehzucht. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Wer das Holzigwerden und Blagen der Kohlrabi beobachtet hat, wird gefunden haben, daß die geplatzten Kohlrabi meist schön weich, die Holzigen aber selten geplatzt sind. Ist ein Gemüße in gleichmäßigem Zuge, platzt es nicht und Holz nicht. Kommen Störungen in der Witterung vor, so ist der Fall nach acht Tagen da. Steht Kohlrabi anfangs kühl, feucht, schattig, weil keine Sonne scheint, so bildet sich sein Inneres nach der Witterung aus, wird also wässrig, langsam wachsend, weich. Nun kommt vielleicht trodene Witterung, heiße Sonne; die Blätter klappen etwas, die große Wassermenge im Körper dehnt sich durch Wärme behaglich aus und wartet nicht, bis die Oberhaut die nötige Elasticität erworben hat. Aus lauter Wohlbehagen fährt der Kohlrabi aus der Haut! Nach diesem „Kladderadatsch“ muß nun der Körper die Platzstellen mit neuer Haut überziehen. Sie wird ein bißchen rauher und schlechter als die alte. Immer find aber die softigsten und besten Kohlrabi in solchem Falle geplatzt. Das Verholzen entsteht aus Hunger nach Nahrung, schlechtem Stand, zu wenig Licht, zu wenig Wasser. Kohlrabi muß viel Düng haben und reichlich Wasser, dann bleib das Wachstum normal und Verholzen gleich Null. Ferner tritt Verholzung ein, wenn das Gewächs noch lange stehen bleibt. Da risst sich der Körper zur Frucht reife. Das Innere nimmt andre Gestalt an, die Adern werden fest. Zum Samentragen muß der Körper Phosphor und Kali in Menge haben, er fornt sich daher innerlich um. —

Humoristisches.

— **Rapide Preissteigerung.** Kohlerhändler (ruft): Preßtohlen! Preßtohlen! Das ganze Hundert 95 Pfennige! (Ein Fenster thut sich auf.)
Kohlenhändler: „Sie, Madamelen, wenn Sie welche loosen wollen, machen Sie schnell, wenn id zum zweitemal rufe, kosten se schon 'n Sechser mehr!“
— **In Noabit.** Hat denn der Herr noch seine Villa mit der Hypothek?“
„I wo, er hat sie verkauft, er will mit Rügen nichts zu thun haben!“
— **Ausichtsache.** Gatte (im Restaurant, das neue Jackett seiner Frau anhängend): „Soll das Futter zu sehen sein oder der Stoff?“
(„Luft. Bl.“)

Notizen.

— Eine Gesamtausgabe der Werke Adalbert Stifters plant Professor August Sauer in Prag. Zuerst erscheint ein bereits im Druck befindlicher Band, Schriften zur Kunst enthaltend, dann der Anfangsband der „Studien“.
— „Sayad“ (Der Besten) betitelt sich eine moderne russische Wochenschrift, deren erste Nummer Ende des Monats in Berlin erscheinen wird.
— Der im Jahre 1894 von der Bauernfeld-Stiftung ausgeschriebene Preis von 2000 Kronen für die beste Arbeit über Bauernfelds Bedeutung für das deutsche Lustspiel wurde dem Wiener Schriftsteller Dr. Emil Horner zuerkannt.
— Eine zweite Aufführung der „Drestie“ wird am Mittwoch, nachmittags 2 Uhr, im Theater des Westens veranstaltet werden.
— „Ueber unsre Kraft“, II. Teil, ist noch nicht freigegeben.
— Hebbels „Agnes Bernauer“ wird am Sonnabend im Schauspielhaus in Scene gehen.
— Björnson schreibt an einem neuen Stück: „Loboremus“. Das Drama schildert nach der „Welt am Montag“ den Kampf zwischen Arbeit und Liebe des Rammes, bei dem die Arbeit schließlich den Sieg davontreibt.
— Der russische Dichter D. P. Tschichow hat sein neuestes Stück „Drei Schwestern“ dem künstlerischen Theater in Moskau zur Aufführung übergeben.
— Siegfried Wagner hat eine neue Oper vollendet, die gleichzeitig in Berlin und Paris aufgeführt werden wird.
— Ein Museum für Geschichte der Musik ist in Stockholm eingeweiht worden. Das Museum enthält eine große Sammlung von Instrumenten aus dem 7. bis 19. Jahrhundert und viele Portraits, Gemälde, Dokumente und Autographen, die sich auf die Geschichte der Musik beziehen.
— Käthe Kollwitz ist zum ordentlichen Mitglied der „Berliner Secession“ gewählt worden.
— Preise von 2400 M., 1800 M., 1200 M. und 800 M. setzt die Darmstädter Zeitschrift „Jugend-Dekoration“ für die besten Entwürfe für ein herrschaftliches Wohnhaus eines Kunstfreundes aus. —